



INTERVIEW

mit Michael Tomaschek

Coaching ist eine Antwort auf die Orientierungslosigkeit, die Sinnfrage. Es geht um Sicherheit, Vertrauen, Perspektive, Auslegung und Anleitung. Man kauft Bedürfnisbefriedigung.

Ein Gespräch mit Thomas Webers

Er hatte Glück. Als junger Erwachsener begegnete Michael Tomaschek Psychotherapie-Legenden wie Viktor Frankl, Steve De Shazer und Kim Insoo Berg oder Michael White; und einem der Väter systemischen Denkens: Heinz von Foerster. Diese Erfahrungen und die zugleich erlebte tiefe Unzufriedenheit mit der Konzeption der modernen Medizin und Psychologie ließen seine Vision der Ganzheitlichkeit in der psychosomatischen Behandlung sowie im Coaching und Consulting entstehen. Und als Initiator und Obmann des österreichischen Coaching-Dachverbandes „Austrian Coaching Council“ (ACC) hat Michael Tomaschek auch branchenpolitisch Zeichen gesetzt.

Wie sind Sie zum Coaching gekommen?

Meine beiden Eltern sind relativ spätberufen in den psychologischen Bereich gewechselt. Mein Vater ist von Haus aus Jurist. Seinerzeit war er Personaler auf klarem Karrierepfad nach oben, ist aber aus der Wirtschaft ausgestiegen. Ich selbst war damals ungefähr zwölf Jahre alt und habe das recht bewusst miterlebt, welcher Bewusstseinswandel sich da bei beiden vollzogen hat. Denen waren plötzlich andere Werte wichtig. Sie wurden beide Psychotherapeuten und engagierten sich dann später in Praxisgemeinschaften.

Man ist selbst in der Pubertät und auf dem Programm steht Abgrenzung von den Eltern...

...und man weiß gar nicht so recht, wovon man sich abgrenzen soll, weil, in der Rückschau könnte man sagen, die waren selber gerade in der „Pubertät“.

Sie konnten sich nicht am starken, mächtigen Vater abarbeiten?

Inhaltlich nicht, an der Person allemal, weil er immer schon eine sehr starke Persönlichkeit war. Natürlich gab's Streit um Reglements, die typischen Jugendthemen eben. Aber inhaltlich imponierte mir, was er da machte. Und ich dachte mir: Menschen, auch erwachsene Menschen können sich ändern und weiter entwickeln. Sie müssen nicht fertig mit der Welt sein. Ich erlebte eine hohe Reflektiertheit bei ihm – und eben auch eine Veränderung in seiner Persönlichkeit. Das hat mich intellektuell und emotional angesprochen. Ich konnte mit ihm in einem – auch kritischen – Diskurs bleiben. Und diese Einsicht in die Flexibilität von Biografien habe ich mir bewahrt. Ich gehe nicht davon aus, dass Persönlichkeiten starr oder determiniert sind. Heinz von Foerster sagt das für mich so treffend: Jeder kann in jeder Sekunde ein neuer Mensch sein.

Mit der Rolle eines Humanmediziners konnte ich mich aber nicht anfreunden. Mit dem Anliegen, Menschen zu helfen, allerdings schon.

Aber was hatte der zwölfjährige Michael Tomaschek ursprünglich für Pläne?

Das Naturwissenschaftliche hat mich von Anfang an angezogen und das kon-

kretisierte sich später in Veterinärmedizin. Doch ich fragte mich dann nach einiger Zeit, ob ich diese Richtung bloß einschlagen wollte, weil ich zu feige war, mit Menschen zu arbeiten. Mit der Rolle eines Humanmediziners konnte ich mich aber nicht anfreunden. Mit dem Anliegen, Menschen zu helfen, allerdings schon. Und so entstand, sicher begünstigt durch meine Familienumstände und den religiösen Hintergrund, relativ früh im Vergleich mit meiner Altersgruppe so etwas wie eine Berufungsperspektive: Ich sah meine Lebensbestimmung in der Entwicklung und Optimierung von einzelnen Menschen oder auch Teams. In welchem Bereich das auch immer sein mochte: Gesundheit, Lebensumstände, Lebensperspektive.

Das klingt nicht gerade altersspezifisch für einen Jugendlichen. Hatten Sie keine „wilden Jugendjahre“?

In der Tat hat mich meine Einstellung im Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren in eine gewisse Randposition gebracht, obwohl ich natürlich auch in Cliquen und Sportvereinen aktiv war. Aber ich habe zum Thema „austoben“ nicht mehr alles mitgemacht. Ich fand das müßig, weil ich ja schon wusste, wo ich hin wollte. Ich empfand mich reifer als meine Altersgenossen. Auf mein Umfeld hingegen wirkte ich oft altklug und besserwisserisch. Mit siebzehn, achtzehn Jahren habe ich dann den Spruch gebracht: Innerlich bin ich eh schon fünfzig.

„Berufung“ hört sich religiös motiviert an. Spielt die Religion für Sie eine wichtige Rolle?

In Österreich geht es ja gar nicht anders. Da ist man katholisch. Ich machte also die klassische Ministranten-Karriere und habe mich auch eine Zeitlang damit beschäftigt, Theologie zu studieren, wenn ich auch nicht ins Priesterseminar gehen wollte. Das prägt mich auch heute noch in meiner Werteperspektive. Ich will etwas zur Verbesserung der Welt beitragen. Ich habe dann doch zunächst das Medizinstudium begonnen, wenn auch immer mit einer psychologischen Perspektive, also mit dem Ziel Psychiatrie. Das Psychologie-Studium selbst war mir zu stark mathematisch orientiert. Stattdessen habe ich zu-

sätzlich noch Philosophie studiert. Und parallel zum Studium habe ich mit der Psychotherapieausbildung begonnen.

Es entstand die Vision, einmal selber etwas aufzubauen...

Aber Sie wollten doch gar nicht Arzt werden, haben Sie eben gesagt.

Richtig. Ich wollte die größere Perspektive verstehen, wie der Gesundheitsapparat funktioniert. Es entstand die Vision, einmal selber etwas aufzubauen, ein alternatives Gesundheitssystem, etwas Ganzheitliches. Eine Dienstleistungsorganisation. Für Organisatorisches war ich immer schon talentiert.

Sie haben also Medizin nicht abgeschlossen?

Nein, aber Philosophie. Und ich habe psychotherapeutische Ausbildungen – wie systemische Familientherapie, Gruppen- und Einzelanalyse – und Methodenausbildungen absolviert: Didaktik, Kommunikation, Organisationsentwicklung, Projektmanagement. Da habe ich so viel eingesammelt und meine ersten Anwendungsmöglichkeiten ergaben sich dann als Surf- und Segellehrer in den Sommerferien und bei diversen Praktika.

Ende der 90er Jahre bin ich dann in das elterliche Netzwerk eingestiegen.

Wenn ich das richtig verstanden habe, hatten Ihre Eltern zu der Zeit doch schon ein eigenes Unternehmen im Gesundheitsbereich aufgebaut. Lag es da nicht nahe, dort einzusteigen?

Das hätte nahe gelegen. Doch ich wollte, wie es so schön heißt, auf Lehr- und Wanderjahre gehen. So zwei bis drei Jahre habe ich mir dafür auch genommen. Ende der 90er Jahre bin ich dann in das elterliche Netzwerk eingestiegen. In dem Kontext war gerade eine Unternehmensberatungsgesellschaft gegründet worden. Dort lief ich dann erst einmal mit und sammelte Erfahrungen, aber bald war mir das zu klein. Einige Kollegen betrieben die Unternehmensberatung beispielsweise nur nebenberuflich. Ich wollte jedoch etwas Eigenes aufbauen. Da war noch immer der Traum von einer alternativen

INTERVIEW

Institution im Gesundheitsbereich. Beginnend zunächst vielleicht mit einem Beratungsbereich, der dann in einen ambulanten wächst und schließlich in einen Klinikbetrieb mündet. So habe ich mir das elterliche Netzwerk zunutze gemacht, Marketing und Produktentwicklung aufgesetzt und inzwischen ist das ein durchaus umfangreiches Beratungsnetzwerk geworden. Es gibt drei Institute mit Schwerpunkten in Burnout- und Stressmanagement, Angst- und Depressionserkrankungen sowie Essstörungen. Meine Eltern haben sich vor ein paar Jahren Schritt für Schritt aus der operativen Geschäftsführung zurückgezogen und haben mir diese übergeben.

Ich muss da noch einmal einhaken: Woher kam dieser Impuls zur Ganzheitlichkeit im Gesundheitssystem?

Woran ich gescheitert bin im Medizinstudium, war diese strikte Trennung zwischen Psyche und Körper. Es ist wirklich erstaunlich, dass sich dieses klassische Dilemma immer noch hält. Früher musste man zur Einführung in die Medizin noch Philosophie studieren. Heutzutage sind wir davon wieder Lichtjahre entfernt. Wir haben heute eine Apparatedizin, die nur noch pharmazeutisch und technisch funktioniert. Der ganze Mensch wird da eher ausgeblendet. Aber Ähnliches haben wir auch in der Psychologie, wo wir tunlichst vermeiden, von Seele zu reden. Überhaupt fehlt bei beiden akademischen Disziplinen der spirituelle Aspekt. All das hat mich von Anfang an irritiert. Ich hatte allerdings auch das Glück, vermittelt über den Familienverband, namhafte Vertreter der Homöopathie und der Ganzheitsmedizin kennenlernen zu können. Und das waren beeindruckende Persönlichkeiten: Viktor Frankl, Heinz von Foerster, Steve De Shazer und Kim Insoo Berg oder Michael White. Da bin ich mit begnadeten Pionieren in Kontakt gewesen. Es war genau die Nähe zu solchen Personen, die ich immer gesucht hatte. Und ich erlebte mich dabei als extrem privilegiert. Das hat andererseits auch meine Aus-

einandersetzung mit sozialkritischen Themen beeinflusst. Ich fühlte mich eben auch besonders verantwortlich.

So zu werden wie die Vorbilder?

Es klingt vielleicht überheblich, aber ich bin all diesen Menschen gleichwertig, auf Augenhöhe begegnet. Und ich war dabei vielleicht gerade 22 oder 23 Jahre alt. Vielleicht konnte ich zu manchen auch gerade deshalb eine solche innige Beziehung herstellen, weil ich sie nicht idealisiert habe. Vermutlich hat kaum jemand mit denen so gesprochen wie ich, hat denen auch kritische Fragen gestellt. Gerade Frankl, das ist ja kein Geheimnis, hat so einiges aus seiner Geschichte leider nicht verarbeitet. Ich habe auch die Schattenseite der Lichtgestalten gesehen. Und ich glaube, es war für beide Seiten bereichernd. Ich habe mich immer schon schwer damit getan, ein Gefälle zwischen Menschen aufzubauen. Wir sind unterschiedlich und wir sind anders – aber nicht besser oder schlechter.

Nicht nur Jammerschade, sondern fast ein Verbrechen an der Menschheit, dass die Kirche sich ihres Urauftrags nicht mehr bewusst ist.

So eine egalitäre Haltung klingt unchristlich. Nun ist das real existierende Christentum streng hierarchisch. War oder ist der kirchliche Kontext für Sie ein Handlungsfeld?

Nein, ich bin da nicht gezielt aktiv. Mittlerweile tue ich mich mit den Strukturen dort auch schwer und mein Frustrationslevel ist hoch. Gerade in Zeiten wie diesen ist es ja nicht nur Jammerschade, sondern fast ein Verbrechen an der Menschheit, dass die Kirche sich ihres Urauftrags nicht mehr bewusst ist. Es herrscht schließlich eine weitverbreitete Orientierungslosigkeit in der Gesellschaft. Doch in der kirchlichen Hierarchie sitzen die falschen Leute, und sie haben die falschen Vorstellungen. Meine Sorge ist, dass in diesem Vakuum die falschen Propheten ihren Raum finden. Es braucht nur einer laut genug zu schreien und die Leute bei ihren Bedürfnissen abholen, und sie werden scharenweise da hinrennen. Man kennt ja auch die Leute im Trainings- und Beratungsmarkt, die beispielsweise schon im Gefängnis gegessen haben. Ich fürchte, da wird

noch einiges auf uns zukommen, denn die Bedürftigkeit der Menschen ist so groß, und die Zeiten werden härter.

Boomt deshalb die Coaching-Branche?

Man kann unter dem Label Coaching etwas kaufen, eine Bedürfnisbefriedigung. In einem relativ kostengünstigen und überschaubaren Rahmen. Es geht um Sicherheit, Vertrauen, Perspektive, Auslegung und Anleitung. Eine Antwort auf die Orientierungslosigkeit, die Sinnfrage. Es beginnt im Coaching mit Alltagsproblemen und geht dann ganz schnell über in grundsätzliche Fragen: Wozu das alles? Und man kann das ja auch verstehen. Da werden Leute in Unternehmen quartalsweise mit Zahlen aus Übersee gesteuert. Es geht nur noch ums Funktionieren. Von Ganzheitlichkeit ist das verdammt weit entfernt. Man muss sich einmal vorstellen, vor ein paar Jahren haben wir in Österreich begonnen, eine Managementkongress- und Eventschiene zum Thema „Management und Spiritualität“ aufzubauen. Es war, trotz allem katholischen Hintergrund in Österreich, nicht leicht, Unternehmer, Top-Manager oder Vorstände zu finden, die sich öffentlich zu ihrer konfessionellen Überzeugung oder ihrer Wertelandschaft deklarieren wollten. Sie sagen alle: Tolle Idee, unterstützen wir gerne – aber genannt werden wollen wir nicht. Jetzt muss man sich einmal psychologisch fragen, was das für diese Leute und deren Persönlichkeitsstruktur heißt, wenn sie ihren Wesenskern, ihre Lebensgrundlage von sich selber abspalten? Denn dort sind wir heute: Die Wirtschaftswelt ist im wahrsten Sinne des Wortes verrückt geworden. Über Jahrzehnte hinweg managen Männer tagsüber knallhart im Job, und wenn sie nach Hause kommen, sollen sie fürsorglicher Vater und zärtlicher Ehemann sein.

Nun sind Sie selbst inzwischen Geschäftsführer. Neben den drei genannten Instituten betreiben Sie auch die Coaching-Ausbildungsakademie und weitere Geschäftsfelder wie Consulting. Wohin soll sich das entwickeln?

Im Gesundheitsbereich sind wir mittlerweile in der Expansion. Mit Beratungsstellen und ambulanten Facheinrichtungen gehen wir jetzt in weitere Bundesländer. Auch Richtung Deutschland haben wir Pläne. Und mit der

Ausbildungsschiene gibt es zum Jahreswechsel eine Neuausrichtung. Wir werden internationaler und gehen zunächst mit einem Standort nach Polen. Deshalb wird aus der Europäischen Ausbildungsakademie die European Systemic Business Academy. Österreichische Unternehmen sind in Osteuropa inzwischen sehr aktiv. Da begleiten wir die nächsten Schritte. Auch in unserem Consulting-Bereich wird es Veränderungen, eine Fusion, geben.

Sie kritisieren allgemeine Entwicklungen in der Wirtschaft, berichten nun von ihren Expansionsplänen. Sie hatten doch diese Vision?

Der Hintergrund unserer Organisation ist, dass sie immer von Menschen getragen worden ist, die eine klare und starke Wertebasis haben, die sie zusammen geführt hat. Das hängt sicher auch am Familienverbund, der bei uns stark ist, und an der Tradition, die wir

selber geprägt haben. Ich erlebe es wie ein Geschenk. Doch jetzt bei der Expansion merken wir, was für viele selbstverständlich ist, müssen andere erst erfahren und lernen. Aber man kann es nicht schaffen und anordnen, es entsteht zwischen den Menschen. Und es sind ja auch schon etliche Menschen durch unsere Organisation durchgelaufen.

Sie sind Manager. Aber Sie sind auch Coach. Und Coach-Ausbilder? Und haben damit relativ jung begonnen.

Immerhin war ich schon 27 Jahre alt, als ich in dem Feld tätig wurde. Zunächst bin ich in den Lehrgängen als Assistent mitgelaufen. Auf der anderen Seite hatte ich sehr früh begonnen, Psychotherapieausbildungen zu machen, und zudem das Glück, von einigen echten Koryphäen gelernt zu haben. Ich war halt etwas frühreif. Aber die Faszination war immer schon da.

Und diesen Reflexionsraum, den man im Coaching schaffen kann, den habe ich in keinem anderen Setting. Selbst in Kriseninterventionen oder Mediationen baue ich Coaching-Sequenzen ein – mit hoher Wirksamkeit. Die Faszination ist bis heute geblieben.

Welchen Zeitanteil nimmt Coaching in Ihrem Arbeitsleben ein?

Der Manageranteil ist natürlich heute ein höherer. Aber auch in meiner Rolle als Führungskraft spielt meine Coaching-Haltung eine Rolle. Wir haben übrigens alle unsere Führungskräfte in der Organisation in die Coaching-Ausbildung geschickt. Und das hat unsere Kultur massiv geprägt. Ich selbst trete über unsere Consulting-Firma am Markt auf. Wir haben dort ein Coaching-Team und gehen meistens zu zweit in Aufträge hinein, auch im Einzel-Coaching. Also, ich muss sagen, ich habe in dem Segment nicht den Markt gesucht, der Markt hat uns gesucht. Wir waren sehr früh präsent und hatten über unsere nebenberuflichen Kollegen, die Miteigentümer der Consulting-Firma, aber zugleich Personalentwickler in großen Unternehmen waren, schnell einen hervorragenden Marktzutritt. Natürlich habe ich mit 27 Jahren keinen Vorstand gecoacht, sondern erst einmal mit jungen Führungskräften oder Managern im Medienbereich gearbeitet. Heute sind es vielleicht noch zehn Prozent meiner Arbeitszeit, die ich mit Coaching verbringe. Vieles delegiere ich aus Zeitgründen an Mitarbeiter und versuche, mir die interessantesten Fälle herauszupicken, was natürlich nur begrenzt funktioniert. Wenn heutzutage aber immer mehr Menschen mit Burnout-Anzeichen ins Coaching kommen, dann muss man im Vorfeld auch immer besser schauen, ob sie bei einer speziellen Stelle nicht zunächst besser aufgehoben sind. Und ich konzentriere mich sowieso auf den Business-Kontext und auf Fälle, die mehr in Richtung Strategie und Werte-Orientierung gehen.

Nun sind Sie ja auch als Vorstand im Austrian Coaching Council (ACC) aktiv. Wie hat sich das ergeben?

Wir bilden ja seit Jahren aus und fragten uns deshalb natürlich, was passiert am Markt? Wo entwickelt er sich hin? Was sind Qualitätsstandards und rechtliche Normen? Es war klar, wir brauchten mehr Transparenz. Und wir schau-

Foto: Georg Lembergh



INTERVIEW

ten auch über unsere Landesgrenzen hinaus beispielsweise nach Deutschland, wo Christopher Rauen seinerzeit die Interessengemeinschaft Coaching (IGC) gegründet hatte. Unser Markt der reinen Coaching-Ausbilder war relativ rasch sondiert, es gab in Österreich nicht einmal ein halbes Dutzend Anbieter, die namhaft sind. Und ich habe mich bemüht, die alle an einen Tisch zu bekommen, damit wir uns über gemeinsame Standards austauschen. Was gar nicht so leicht war, denn es gibt ja zumeist Vorbehalte, sich in die Karten schauen zu lassen, man befürchtet, dass andere einem das Wasser abgraben wollen. Doch 2003 war die Zeit offenbar reif. Wir waren unter den Ersten im deutschsprachigen Bereich, die sich als Verband strukturiert haben. Es ging zunächst darum, so et-

was wie eine gemeinsame Definition vorzulegen, denn der Coaching-Begriff wurde damals ziemlich willkürlich gebraucht: Coaching ist nach unserem Verständnis ein Begriff für ein Setting und eine Rahmensetzung, es ist keine Methode und auch kein Inhalt. Wir haben daraufhin ein starkes Medienecho bekommen. Und im Anschluss fand als Meilenstein der erste Coaching-Kongress 2003 in Wiesbaden statt. In dessen Folge wurde dann ja auch der Deutsche Bundesverband Coaching (DBVC) gegründet.

So kamen die Begriffe Coaching, Supervision, Organisationsberatung und so weiter mit ins Gesetz.

Hat der ACC in Österreich diese gesetzliche Regelung zum Coaching bewirkt?

Die gab es witziger Weise schon vorher. Das ist relativ früh und unbeobachtet Anfang der 90er Jahre passiert. Wir haben seit 1992 in Österreich ein sehr

striktes Psychotherapiegesetz, das relativ viele Methoden definiert, und damit gleichzeitig die Ausbildungsrichtlinien in Anlehnung ans Mediziner-Gesetz festgelegt. Im Zuge dessen gab es Stimmen, nichtklinische Anwendungen, insbesondere Unternehmens- sowie Lebens- und Sozialberatung, im Rahmen einer gewerbe- und berufsrechtlichen Regelung mit einzuschließen. So kamen die Begriffe Coaching, Supervision, Organisationsberatung und so weiter mit ins Gesetz. Mit der Schwierigkeit, dass wir jetzt nach außen eine Gewerbeordnung haben, die aber in sich überhaupt nicht schlüssig und ausdifferenziert ist. Jetzt streiten sich die Juristen, kommen aber auf keinen grünen Zweig.

Die Österreicher haben es damit auch nicht besser als die Deutschen?

Jein. Coaching darf nicht komplett frei ausgeübt werden. Man muss einen Gewerbeschein besitzen. Trotzdem fühlen sich viele am Markt berufen, Coaching auszuüben. Und während in der Lebens- und Sozialberatung die Curricula sehr streng definiert sind, sind sie es im Bereich der Unternehmensberatung nicht. Qualifikation und Ausmaß der Ausbildung sind hier im Gesetz nicht definiert. Es gibt nur ein grobes Cluster. Dann hängt es von der regionalen Gewerbebehörde ab, ob die das, was die Kandidaten vorlegen, ausreichend findet oder nicht. Man hört zwar inzwischen öfter auf uns, aber wir haben nicht die Macht, mehr zu bewirken. Allerdings haben wir inzwischen im ACC zwölf große Institute organisiert und werben weiter für Transparenz. Und das hat schon gefruchtet, vor allem auch bei der Zielgruppe der Personalentwickler.

Gehen wir mal auf eine Ebene höher. Bräuchten wir nicht eine europäische Initiative im Coaching?

Wir brauchen regionale Verbände, weil sie den spezifischen Marktzugang haben. Darüber hinaus brauchen wir überregionale Allianzen. Aber wir haben keine internationale Strategie. Wir hätten ja, statt einen eigenen Verband zu gründen, beispielsweise auch der ICF beitreten können. Aber die ICF empfanden wir als sehr amerikanisch. Und es stellte sich die Frage, welchen Einfluss hat man als kleines Land in einer solchen globalen Struktur? Die klassi-



Foto: Georg Lembeigh

sche, österreichische Strategie heißt heiraten: Wir haben daher einerseits einen eigenen Verband gegründet, und andererseits von Anfang an den Schulterschluss mit der ICF in Österreich gesucht. Und zwar in der Personalunion mit Dr. Werner Vogelauer, der seinerzeit im Vorstand der ICF-Österreich war. Ich denke, diese überregionalen Verbände werden über kurz oder lang stagnieren oder sich sogar in einzelnen Regionen auflösen, weil die immer nur von einzelpersonlichen Engagements vor Ort leben. Der lokale Markt verlangt aber nachhaltige Qualität.

Das spräche doch durchaus für eine europäische Initiative statt einer globalen.

Aber es bleibt schwierig. So gibt es enge Verbindungen des ACC zum DBVC. Wir haben auch versucht, in der Schweiz etwas auf die Beine zu stellen. Doch da scheitert es dann an der Größe des Markts und an einzelnen Personen. Der ACC engagiert sich jetzt in Polen. Die Polen arbeiten gerade mit einer Regierungskommission an Qualitätsstandards und projektieren die Errichtung eines Polish Coaching Council (PCC). Da wird es wohl vom Wirtschaftsministerium Richtlinien, aber eher kein Gesetz geben.

Politisch brauchen wir kein großes Gewicht, weil wir qualitätsorientiert sind.

Das hört sich nach loser Kopplung an...

...bei inhaltlich möglichst hoher Übereinstimmung wie beispielsweise Standards. Aber wir brauchen keinen überregionalen, politischen Zusammenschluss. Wem gegenüber denn auch? Dem Markt gegenüber nicht. Politisch brauchen wir kein großes Ge-

wicht, weil wir qualitätsorientiert sind. Wenn man ein Geschäft draus machen will, braucht man eine internationale Akkreditierungsbehörde, die ein Qualitätssiegel vergibt. Dann geht es nicht mehr um Inhalt oder Qualität, sondern nur noch um Gewinnmaximierung. Das aber geht zu Lasten der Seriösität. Somit hätte Coaching als qualitätsorientierte Sache verloren.

Man kann die Sache nur regional, über Gütesiegel und den Aufbau eines positiven Images, also auch über Transparenz weiter treiben.

Aber da wäre doch noch der politische Rahmen der EU. Schließlich hat die EU-Kommission nach Jahrzehnten zuletzt auch eine Versicherungsvermittler-Richtlinie aufgesetzt.

Diese Prozesse sind ja längst im Gang. Bis spätestens 2012 wird die Dienstleistungsnormierung kommen, die europaweit das Beratungsgewerbe definiert. Das wird aber nicht zu einer völlig neuen Gewerbeordnung führen, denn die Subsidiarität der Länder wird man nicht aufheben. Ich kann mir beispielweise nicht vorstellen, dass wir in Österreich eine Kammerstruktur auflösen werden. Im Beratungsfeld selbst hat auch niemand ein Interesse an einer restriktiven Normierung. Die Einzelpründe, die sich da entwickelt haben, werden also ewig bestehen. Aber vielleicht entwickelt sich ja eine Überbaudeklaration, die einmal eine klare Begrifflichkeit schafft. Und dann wird man natürlich auch eine Qualifikation dafür nachgewiesen haben wollen. Nur wird man sich sehr davor hüten, dort Stundenzahlen, Inhalte und sonstige Rahmenbedingungen hineinzusetzen, weil die genau wissen, dass in jedem Land etwas anderes der Fall ist, da-

für müsste man das extrem ausdifferenzieren, und das wird sich niemand antun wollen. Das wird also nicht die Wende bringen. Man kann die Sache nur regional, über Gütesiegel und den Aufbau eines positiven Images, also auch über Transparenz weiter treiben. Und deshalb sind die Verbände, so wie sie jetzt unterwegs sind, gar nicht verkehrt.

Ich mache einmal einen Zeitsprung: Sie wären jetzt 64 Jahre alt. Was würden Sie sich wünschen? Wie sähe dann die Landschaft aus?

Auf der Verbandsebene geht es darum, dass ein Gütesiegel überbleibt. Es ist ein Muss, wenn man am Markt bestehen will. Coaching hat sich konsolidiert. Es hat eine, auch im Methodenbereich, qualitative Entwicklung stattgefunden. Wir übernehmen ja heute noch recht viel aus der Psychotherapie, ohne genau zu schauen, was ist systemtauglich. Vielleicht könnte man die Dinge wesentlich effizienter ausdifferenzieren. Für solche Fragen bleibt in den Unternehmen im Tagesgeschäft wenig Freiraum, und es gibt noch zu wenig Unterstützung aus der universitären Forschung. Wir brauchen solche interdisziplinären Forschungseinrichtungen. Für den Markt selbst habe ich gar kein Wunschscenario, das wird sich weiter entwickeln und ausdifferenzieren. Coaching ist ein wesentlicher Bestandteil der Personalentwicklung. Dahinter werden wir nicht mehr zurückfallen. Was ich vermute ist, dass sich größere Beratungsfirmen etablieren werden, zu denen Unternehmen weit mehr als die Personalentwicklung delegieren werden. Für mich persönlich heißt das, dass dieses Unternehmenskonglomerat Origo, das ich steuere, gewachsen ist und sich stabilisiert hat. Doch da bin ich recht zuversichtlich. ■

Foto: Georg Lembergh



Portrait

Mag. Michael Tomaschek ist systemischer Coach, Managementtrainer und Unternehmensberater. Er ist Geschäftsführer der origo-Gruppe, Leiter der Europäische Ausbildungsakademie und Geschäftsführer der Unternehmensberatung MOC GmbH und zudem Obmann des Austrian Coaching Council (ACC) in Wien.

<http://www.origo.at>